



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Blicke auf die politische Lage in auswärtigen Fragen : 2. Frankreich seit dem Ministerwechsel.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Blicke auf die politische Lage in auswärtigen Fragen.

2. Frankreich seit dem Ministerwechsel.

Als sich im vorigen Monate in Frankreich wieder einmal ein Ministerwechsel vollzog, machte das Ereigniß allenthalben und besonders in der deutschen Presse namentlich insofern großen Eindruck, weil man die Ursache der Krisis, die mit dem Rücktritte des Ministerpräsidenten Freycinet endigte, auf dem Gebiete der auswärtigen Politik suchen zu müssen meinte. Man war der Ansicht, daß Gambetta diesen Rücktritt veranlaßt habe, der in dem Rufe stand, das französische Revanchestreiben zu verkörpern, und der dieser Annahme durch die bekannte Cherbourger Rede neue Nahrung gegeben hatte. Freycinet hatte sich, so raisonnirte man, als zu unabhängig von dem mächtigen Kammerpräsidenten und als durchaus friedliebend erwiesen, und Deutschland hatte ihm in Folge dessen so viel Vertrauen geschenkt, als es überhaupt einem französischen Minister entgegenzubringen im Stande war. Dies hatte, vermuthete man weiter, Gambetta auf die Dauer nicht gefallen, und es war nun zu besorgen, daß der Nachfolger Freycinets von ihm abhängiger sein und Gambetta mehr Spielraum zum Eingreifen in die auswärtige Politik lassen werde. Schwer war allerdings zu sagen, wie sich eine ganz nach den Gedanken und Wünschen Gambettas geleitete auswärtige Politik Frankreichs in den schwebenden Fragen gestalten würde, und welche concreten Befürchtungen man an die Pariser Krisis zu knüpfen berechtigt wäre, aber die allgemeine Empfindung ging dahin, daß man in Paris statt, wie bisher, eine klare, zuverlässige und ehrliche Haltung künftig eine zu Intriguen und Abenteuern geneigte Politik zu erwarten habe.

Wir konnten dieser Auffassung von Anfang an nur insoweit beipflichten, als sie annahm, daß Gambettas Verhalten den Rücktritt Freycinets verursacht habe, und wir glaubten auch dann nicht an die Behauptung, daß jener eine veränderte Politik Frankreichs in auswärtigen Fragen gewünscht und deshalb den ihm hierin unbequemen bisherigen Ministerpräsidenten von seiner Stellung hinwegmanövrirt habe, als der Pariser Correspondent der „Times“ mit der Grenzboten IV. 1880.

gewohnten Miene des Tiefeingeweihten uns dies versicherte. Dagegen hatte das Blatt in folgender Betrachtung Recht. Gerade demokratische Republiken verfallen leicht der Herrschaft eines Mannes. Dieser leitende Kopf braucht nicht immer der Präsident zu sein. Oft ist es einer der Minister, der als Seele des Cabinets allein maßgebenden Einfluß gewinnt und, sobald er sich sicher fühlt, alle, die ihm als Nebenbuhler erscheinen, beseitigt und die verschiedenen obersten Posten der Verwaltung, ja selbst den Präsidentenstuhl mit willensschwachen Persönlichkeiten besetzt, so daß er eigentlich allein anordnet und gebietet. Zuweilen übt diese stille, aber allenthalben fühlbare Dictatur auch ein Mitglied der Kammern eine Zeit lang, wenn es, mit Talent vorsichtige Genügsamkeit verbindend, seine Gelegenheiten abzuwarten und energisch zu benutzen versteht. Ein Beispiel ist Gambetta. Nachdem er sich in Folge der Anklage, in welcher Thiers ihn als fou furieux hingestellt, eine Zeit lang ruhig verhalten hatte, gewann unter dem sanften und nachgiebigen Grévy das Bewußtsein in ihm Raum und Macht, daß er durch geschicktes und entschiedenes Auftreten über das Staatsoberhaupt und dessen Rathgeber zu verfügen im Stande sein und so der eigentliche Regent Frankreichs werden könne. Hierin täuschte er sich auch nicht, als er darauf hin handelte. Er ist, indem er sich vorsichtig hinter den Coulissen hielt und so der Verantwortlichkeit für das, was geschah, entging, dahin gelangt, daß er bis zu einem gewissen Grade Herr der Lage wurde und blieb und immer den Ereignissen die Wendung geben konnte, die seinen Absichten entsprach. Sein Ziel ist die oberste Gewalt, aber er versteht, wie bemerkt, zu warten, und er weiß, daß er sich, wenn er jenes Ziel erreichen will, nicht durch Uebernahme eines mit Verantwortlichkeit verbundenen Postens abnutzen darf, wohl aber andere Capacitäten in die Lage bringen muß, sich vor der öffentlichen Meinung unmöglich zu machen. Ob der Präsident der Republik in einer Cabinetskrisis nach ihm schickt oder nicht, der kluge Kammerpräsident wird seinem Rufe, an die Spitze der Verwaltung des Staates zu treten, nicht folgen, geschweige denn sich von selbst dazu erbieten, denn er ist eben überzeugt, daß ihm dies den Weg zur obersten Gewalt verschließen würde. Grévys Natur und Charakter paßten ihm zu diesem Plane, und die Premierschaften erst Waddingtons, dann Freycinets waren ihm dabei eine Zeit lang auch nicht im Wege. Es genügte ihm, daß diese scheinbar von ihm unabhängigen Regenten in Wirklichkeit ohne Uebereinstimmung mit seinem Willen nichts von Bedeutung unternehmen konnten. Beanspruchten sie in einer wichtigen Frage das Recht, selbständig zu handeln, so waren sie verloren. Seine Rechnung faßt sich in den Gedanken zusammen: Allmählich wird Frankreich alle Politiker von Intelligenz und Ruf verbraucht haben und zu dem Glauben gelangt sein, daß es keinen anderen Mann der Art mehr giebt, der es mit Erfolg regieren kann als

mich, und dann wird meine Stunde erschienen sein. So hat er sich in die Stellung eines Schöpfers und Zerstörers von Ministerien hineingelegt. Ob den unteren Mächten gegenüber, die, wenn er einmal zur Gewalt gelangte, wahrscheinlich bald auch ihn beseitigen und seine Erbschaft antreten würden, und die sich jetzt schon mit Eifer gegen ihn regen, jemals die Zeit kommen wird, in welcher er mit seinem Anspruch offen hervortreten und den Präsidentenstuhl der Republik besteigen könnte, den er bisher zu verschmähen schien, ist noch nicht zu sagen. Gewiß aber ist, daß er kein Amt annehmen wird, welches ihm nicht die unbedingte, ungetheilte und unbestrittene Gewalt des Dictators verleiht.

Daß ein derartiger Charakter nicht in das parlamentarische System, geschweige denn in eine wahre und echte Republik paßt, liegt auf der Hand. Man kann es keinen gesunden Zustand nennen, wenn das Wesen der Gewalt nicht in der Hand derer ist, die nur dem Titel nach ihre Träger sind, aber in Wahrheit nur ihre Last und ihre Verantwortung tragen. In Frankreich folgen sich, seitdem Gambetta maßgebenden Einfluß erlangt hat, die Ministerwechsel mit unnatürlicher Schnelligkeit, und manches läßt befürchten, daß man dort vom Schlusse der Aera der Krisen noch weit entfernt ist. Kein Cabinet vermag sich lange zu halten, und bald wird kein Mann von Werth und Würde sich noch dazu hergeben wollen, als bloßes Werkzeug für den Ehrgeiz eines anderen zu dienen und sich zu compromittieren, um bei der ersten besten Gelegenheit bei Seite geschoben zu werden. Nicht uneben bezeichnete eine französische Zeitung die jetzigen Zustände mit den Worten: *Les capacités irresponsables se cachent derrière les incapacités responsables.* Kann ein solches Verhältniß, welches den elementarsten Grundsätzen des Parlamentarismus schnurstracks zuwiderläuft, lange Bestand haben? Wir möchten daran zweifeln, da die Franzosen eifersüchtiger als andere Völker das Prestige ihrer leitenden Politiker überwachen. Gambetta könnte sich mit seiner immer wiederkehrenden Weigerung, durch Uebernahme eines verantwortlichen Amtes in den Vordergrund zu treten, doch möglicherweise verrechnen. Er will sich nicht als leitender Minister abnutzen, aber es könnte geschehen, daß er sich als Macher und Beseitiger von Ministern abnutzte, es könnte kommen, daß die öffentliche Meinung den bereits zahlreichen Stimmen Recht gäbe, die ihn der Unfähigkeit und Feigheit beschuldigen, wenn er fortfährt, Minister zu stürzen, ohne deren Platz einzunehmen und den Beweis zu führen, daß er es besser machen kann als die Beseitigten.

Sehen wir aber den Fall, daß dies nicht geschieht, und daß Gambettas Streben mit der Zeit an sein Ziel gelangt. Müssen wir davon unbedingt in auswärtigen Fragen Unheil erwarten? Haben wir in einer Präsidentsur Gambettas den Beginn des Revanchekrieges gegen Deutschland zu fürchten? Mancherlei spricht dafür, und wir werden wohlthun, uns so einzurichten, als ob diese

Fragen zu bejahen wären. Indes kann sich die Sache recht wohl auch anders gestalten. Wenn ein politischer Egoist, der seine Wege so vorsichtig wählt wie Gambetta, die höchste Staffel des von seinem Ehrgeiz erstrebten, den Gipfel des Ruhmes und der Macht erreicht, so wird er wahrscheinlich nicht so kühn und rücksichtslos vorgehen, wie es ihm passend schien, als er sich in der Opposition befand. Es ist nicht unmöglich, daß er, wenn es irgend angeht, zufrieden sein wird, seine Größe nach Belieben zu genießen und nicht nach Abenteuern und Wagnissen auszuschaun, die sie beschädigen, vermindern oder auch ganz vernichten können. Man lasse ihn sich nur erst sicher an seinem Plaze fühlen, er wird dann vermuthlich in seinem Eifer für die Revanche, nach der er jetzt zu dürsten scheint, erheblich erkalten. Der Erfolg giebt gute Laune, und die, welche haben, wonach ihr Herz begehrt, pflegen leicht in die Stimmung zu verfallen, wo man lebt und leben läßt. Das wäre auch bei Gambetta möglich, der jetzt als Heißsporn und Feuerbrand angesehen wird, und es würde sich dann nur fragen, ob die Leute, die er unter seiner Fahne sammelte, und denen er seine unversöhnlichen Ideen einhauchte, ob die Geister, die er gerufen und bis jetzt nicht loswerden konnte, ihn in Ruhe lassen, ihm ein falsches Spiel erlauben und sich von ihm um die schönen Tage bringen lassen werden, die ihnen in Aussicht gestellt worden sind.

Mit dieser Ansicht von der Denkart Gambettas war schon die Auffassung gegeben, daß es sich bei dem von ihm bewirkten Rücktritte Freycinets und eines Theiles seiner Collegen nicht um Fragen der auswärtigen Politik, speciell um das Verhältniß Frankreichs zu Deutschland gehandelt haben werde, und diese Auffassung hat sich seitdem bestätigt. Wir halten nicht sehr viel von den angeblichen Aeußerungen von Freunden Gambettas, die uns versichern, der Verdacht ruheloser Nachgedanken, in dem derselbe steht, sei völlig ohne Grund, und die Cherbourger Rede habe zwar mit ihrer Betonung der „den Dingen innewohnenden Gerechtigkeit“ und ihrem Hinweis darauf, daß Frankreich „mit Eclat“ die ihm gebührende Rolle in Europa wieder aufgenommen, wie ein Ausfluß solcher Gedanken ausgesehen, sei aber in Wirklichkeit nur ein Schachzug, ein Ergebnis politischer Berechnung gewesen, indem der Redner sich dadurch für die nächste Zeit als Ministerpräsident und als Präsident der Republik habe unmöglich machen wollen. Wohl aber nehmen wir an, daß Gambetta sich der Einsicht nicht verschlossen haben wird, daß die große Mehrzahl seiner Landsleute aufrichtig den Frieden erhalten zu sehen wünscht, und daß die Lage der Dinge vorläufig noch nicht entfernt dazu angethan ist, gegen diesen Wunsch zu handeln, daß also die Befürwortung einer feindseligen Politik von seiner Seite seinem persönlichen Interesse, das für ihn in erster Linie steht, nur schädlich wirken kann. Er hat sich in seiner Rolle als Diener des allgemeinen Stimm-

rechts und der öffentlichen Meinung zu wohl befunden und zu große Vortheile für sich eingeheimst, als daß er gewillt sein könnte, seine Absichten und Wünsche von denen des Landes zu trennen. Das Land aber will — davon darf man sich durch das Geschrei gewisser Pariser Literaten nicht abwendig machen lassen — Frieden und zwar dauernden Frieden, es müßte sich denn eine ganz ungewöhnlich gute Gelegenheit darbieten, ohne sehr große Opfer an Geld und Blut Elsaß-Lothringen den Deutschen wieder abzunehmen, und eine solche Gelegenheit ist gegenwärtig nicht in Sicht. Wären diese Betrachtungen nicht begründet, so würde man die Besetzung der erledigten Ministerposten und namentlich die des Ministeriums des Auswärtigen durch den Präsidenten der Republik als eine entschiedene Niederlage Gambettas anzusehen haben.

Der ausgeschiedene Premier Freycinet galt als aufrichtiger Freund einer vorsichtigen Politik des Friedens und der guten Beziehungen der europäischen Mächte zu einander. Er stand mit den Botschaftern Frankreichs an fremden Höfen und ebenso mit denen der letzteren in Paris, vorzüglich mit Hohenlohe und St. Vallier, im besten Einvernehmen und erfreute sich bei ihnen hoher Achtung als ein ehrlicher Charakter. Ob er ein Diplomat von besonderer Begabung, ein Staatsmann im höheren Sinne des Wortes ist, bleibe dahingestellt; dagegen steht außer Zweifel, daß er, abgesehen von den soeben an ihm gerühmten Eigenschaften, ein klarer mathematischer Kopf und ein Fachmann von nicht gewöhnlicher Arbeitskraft ist. Freycinets politische Farbe war die des linken Centrums; daß er eine Haltung im Sinne der republikanischen Linken annehmen sollte, hat ihm niemals recht passen wollen.

Der neue Premier Jules Ferry, ein Lothringer und 48 Jahre alt, war anfangs Advokat, dann Journalist, in welcher Eigenschaft er für den „Temps“ thätig war. 1869 in den gesetzgebenden Körper gewählt, erwarb er sich oratorischen Ruf. Am 4. September 1870 wurde er Mitglied der „Regierung der nationalen Vertheidigung“ und nach dem Rücktritte Aragos „Delegierter der Centralmairie“, d. h. Bürgermeister von Paris. Bei den Wahlen vom Februar 1871 sandte ihn das Departement der Vogesen in die Nationalversammlung. Nach der zweiten Belagerung von Paris ernannte ihn Thiers zum Seine-Präfekten, später war er Gesandter am griechischen Hofe. Nachdem Thiers gestürzt worden, legte er diese Stellung nieder und nahm seinen Platz auf der Linken der Nationalversammlung und dann in der Deputiertenkammer ein, wo er im Geiste der vorgeschrittenen Linken sprach und stimmte, die ihn zu ihrem Clubpräsidenten machte. Seit Beginn der Präsidentschaft Grévy's ist er ununterbrochen Unterrichtsminister gewesen. Ueber den neuen Minister der öffentlichen Arbeiten Sadi Carnot bemerken wir nur, daß er ursprünglich Ingenieur, 1871 mit der Organisierung der nationalen Vertheidigung in den Departements Seine

Inférieure, Eure und Calvados beauftragt und später in der Nationalversammlung und der Deputiertenkammer Vertreter des Côte d'Or war, wo er sich der vorgeschrittenen Linken anschloß. Von dem neuen Minister der Marine und der Colonien Viceadmiral Cloué weiß man bis jetzt nur, daß er aus der Bretagne stammt und seither im Marineministerium den Posten eines Präsidenten des hydrographischen Comités bekleidete. Ausführlicher müssen wir über den neuen Minister des Auswärtigen berichten.

Barthélémy Saint Hilaire ist 1805 geboren, steht also jetzt im 75. Lebensjahre. Bis 1838 war er Beamter im Finanzministerium, schrieb aber gleichzeitig für den Globe und beschäftigte sich außerdem mit wissenschaftlichen Arbeiten, insbesondere mit einer Uebersetzung der Werke des Aristoteles. Im letztgenannten Jahre wurde er Professor der classischen Philologie am Collège de France sowie Mitglied der Akademie. 1840 war er einige Monate Cabinetschef des Unterrichtsministers Cousin. 1848 gehörte er der provisorischen Regierung an und zugleich der Nationalversammlung, in der er sich zu den Gemäßigten hielt. Nach dem Staatsstreiche gab er seine Professur auf und schied aus dem öffentlichen Leben, um zu seinen Studien zurückzukehren. 1869 aber wurde er in den gesetzgebenden Körper gewählt, und 1871 trat er in die Nationalversammlung ein, in der er mit Grévy, Dufaure, Malleville und Bitet den Antrag stellte, Thiers zum Chef der Executivgewalt zu ernennen. Thiers machte ihn zu seinem Cabinetsvorstande, und er war dann Mitglied der Commission, welche die Friedensverhandlungen mit Deutschland zu überwachen hatte. Nachdem Thiers gefallen war, trat er abermals ins Privatleben zurück, verblieb aber in der Nationalversammlung, wo er mit der gemäßigten Linken votierte. Er ist ein ernster, höflicher Herr, der jünger aussieht, als er in Wirklichkeit ist, da er immer mäßig gelebt hat. An Kämpfen mit den Verhältnissen hat es ihm niemals gefehlt, und erst spät in seinem Leben konnte er sich einigermaßen bequem machen. Die Morgenstunden pflegte er in der letzten Zeit seinen schriftstellerischen Arbeiten, den Rest des Tages dem Institute, dem Senat und der Sichtung der von Thiers hinterlassenen Papiere zu widmen. Des Abends speiste er regelmäßig bei Thiers oder nach dessen Ableben bei dessen Frau und deren Schwester, bisweilen auch auf der deutschen Botschaft. Er ist nie verheirathet gewesen. Als Politiker zählt er zu den intimen Freunden von Thiers, in deren Augen Gambetta noch immer ein „wüthender Thor“ ist. Die Pall Mall Gazette weiß von ihm zu berichten: „Große Männer zu bewundern hat für ihn einen besonderen Reiz. Sein Gesicht belebt sich, wenn die Rede sich einer von ihm verehrten Persönlichkeit zuwendet. In jüngster Zeit ist Bismarck für ihn eines jener gewaltigen Genies, welche der Zeit, in der sie leben und wirken, den Stempel ihres Charakters aufdrücken. Das Bündniß

zwischen Deutschland und Oesterreich betrachtet er als mächtiges Culturwerkzeug für die zwischen Griechenland und der Donau wohnenden Völkerstämme, eine Auffassung, die er mit Lebhaftigkeit vertritt. Allerdings wünscht er ein Wachstum des französischen Einflusses, aber eine materielle Ausdehnung Frankreichs würde ihn mit Besorgniß erfüllen. Seine festgewurzelten Ueberzeugungen, die Mäßigung und Billigkeit seiner Anschauungen, sein Haß gegen den gemeinen Chauvinismus und die Selbständigkeit seines Charakters sind Bürgschaften des Friedens." Auch von anderen Seiten werden dem neuen Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs Zeugnisse warmer Anerkennung ausgestellt. Schade, daß er schon hochbejahrt ist, und daß neben ihm in Paris ein Jüngerer lebt, der bis jetzt die Macht besaß, Minister nicht bloß zu machen, sondern auch zu stürzen.

Vorläufig hat Barthélémy Saint Hilaire das bei seiner Berufung in ihn gesetzte Vertrauen durchaus gerechtfertigt. Das Rundschreiben an die diplomatischen Vertreter Frankreichs im Auslande, mit dem er sein Amt antrat, wird überall, wo man die Erhaltung des Friedens wünscht, den besten Eindruck gemacht und jede Triübung, welche Gambettas Cherbourger Punschrede in den officiellen Beziehungen zwischen uns und unseren Nachbarn jenseits der Vogesen etwa verursacht haben könnte, verwischt haben, sodaß gegenwärtig die Ausichten nach dieser Richtung des Horizonts hin friedlicher als je seit 1871 sind. Wir pflichten der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ bei, wenn sie sagte: „Widerlegt schon die bloße Thatsache der Berufung des allgemein und wohl mit Recht als Erben der Thiers'schen Traditionen betrachteten Herrn Barthélémy Saint Hilaire zu einem so verantwortungsvollen Posten zur Genüge die Bedenken, womit ein Theil der europäischen Presse nicht hinter dem Berge halten zu sollen meinte, als sie nach den Gründen der Demission des Herrn de Freycinet forschte, so verliert doch um deswillen eine Maßregel wie die von Herrn Barthélémy Saint Hilaire ergriffene nicht das Geringste von ihrem Werthe. Die unzweideutige Versicherung, daß der jüngst vollzogene Cabinetswechsel nichts an der von dem letzten Ministerium befolgten auswärtigen Politik ändern werde, wiegt in der politischen Constellation um so schwerer, je offenkundiger sich herausstellt, welche unschätzbaren Dienste das feste, ungetrübte Einvernehmen aller Mächte in der Behandlung schwieriger Fragen leistet, deren Austragung der europäische Kreopag nun einmal unternommen hat. Herr Barthélémy Saint Hilaire will, wie die unter Zuhilfenahme des elektrischen Drahtes bewirkte Veröffentlichung seines Rundschreibens beweist, die Welt nicht einen einzigen Augenblick der Befürchtung anheimfallen lassen, als könne die Regierung Frankreichs von jetzt an weniger Gewicht wie bisher auf die Erhaltung des Friedens legen, der so heilsam für seine Wohlfahrt und seine Ehre ist. Für dieses Programm tritt der

neue Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs mit seiner ganzen Persönlichkeit ein, und dieser Act wird verstärkt durch Berufung auf die Weisheit desjenigen Staatsmannes, dessen Verdienste um sein Land vor kurzem die Enthüllung der Thiers-Statue in Saint Germain en Laye den Franzosen aufs Neue ins Gedächtniß gerufen hat. Nach welchen Grundsätzen Herr Thiers sein Regierungssystem einrichtete, ist allbekannt, Herr Barthelémy Saint Hilaire aber legt den Beamten seines Ressorts diese ‚so glückliche Tradition‘ eindringlich mahnend ans Herz und fordert zu weiterer Entwicklung derselben auf.“

Dieser friedlichen Kundgebung sind seitdem andere gefolgt. Bei der Einweihung des Denkmals, welches der Johanna d'Arc in Compiègne errichtet worden ist, sagte der Minister Carnot u. a.: „Was auch diejenigen vorbringen mögen, welche das Land aufzuregen und die öffentliche Meinung irrezuführen versuchen, die Regierung wünscht inständig, Frankreich den unschätzbaren Segen des Friedens daheim und auswärts zu bewahren.“ Einige Tage später, am 15. October, empfing Barthelémy Saint Hilaire die Mitglieder des Postcongresses und wünschte ihnen Glück dazu, daß es ihnen vergönnt sei, an diesem Werke der Eintracht mitzuwirken, wobei er hinzufügte: „Wenn Sie in ihre Heimat zurückkehren, so werden Sie die aufrichtige Liebe Frankreichs zum Frieden bekunden können, den es aufrecht zu erhalten verstanden hat, und den es weiterhin mit unerschütterlicher Beharrlichkeit aufrecht zu erhalten entschlossen ist.“ Bekannt ist endlich die Haltung Frankreichs bei der Flottendemonstration, wo es sich entschieden auf die Seite der Mächte stellte, welche Gewaltanwendung vermieden zu sehen wünschten.

Wie die Ernennung Barthelémy Saint Hilaires zu Stande gekommen ist, weiß man zur Zeit noch nicht. Gambetta kann ihr zugestimmt haben, sie kann aber auch gegen seinen Willen erfolgt sein. Wir sind nach dem obigen geneigt, das erstere anzunehmen. Täuschen wir uns darin nicht, so hat er damit mittelbar eingestanden, daß er sich in Cherbourg einer Unvorsichtigkeit schuldig gemacht hat, und dieses Geständniß muß sein Ansehen und das Vertrauen auf seine Klugheit in der Berechnung politischer Dinge bei der öffentlichen Meinung Frankreichs beeinträchtigen. Hat sich die Wahl des Präsidenten Grévy, die auf den Freund des verstorbenen Thiers fiel, ohne Gambettas Einwilligung vollzogen, so müssen dessen Ansehen und sein Einfluß schon jetzt erheblich abgenommen haben oder wenigstens den regierenden Kreisen Frankreichs als vermindert erscheinen. Dabei bleibt freilich abzuwarten, wie die Stimme des Volkes sich zu der Sache stellen wird, und darüber können nur die im November zusammentretenden Kammern Aufschluß geben. Bekannt ist aber, daß die Franzosen für den ersten Mißerfolg, den ein Mächtiger erleidet, ein besonders feines Gefühl haben, und wenn wir noch nicht klar zu erkennen vermögen, ob Gam-

betta bereits auf dem Wege ist, sich unmöglich zu machen, so würde es für uns genügen, wenn er sich, wie die Organe seiner Anhänger andeuten zu wollen scheinen, zu dem Friedensprogramme befehrt hätte, welches das Rundschreiben des neuen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten in so feierlichem Tone als die Ziele der Politik Frankreichs enthaltend der Welt verkündet hat. Gewiß würden wir auch künftig wachsam bleiben müssen, aber immerhin würden wir eine gewisse Bürgschaft haben, daß wenigstens für die nächste Zeit abenteuerliche Unternehmungen von Westen her nicht zu befürchten wären.

Wenn nun der Rücktritt Freycinet's nicht wohl auf Gründe zurückzuführen ist, die mit der auswärtigen Politik des Exministers zusammenhängen, und wenn derselbe dennoch offenbar von Gambetta veranlaßt worden zu sein scheint, womit ist dann dieser Ministerwechsel zu erklären? Wir antworten: Mit der Gestalt, welche der Culturkampf, der Streit zwischen Kirche und Staat in Frankreich angenommen hat, und über welche die Ansichten und Bestrebungen Freycinet's und Gambetta's auseinander gingen.

Hinsichtlich der auswärtigen Politik unterschied sich Freycinet nicht wesentlich von seinem Vorgänger Waddington und wird sich Ferry nicht merklich von Freycinet unterscheiden. Alle sind Anhänger des Friedens. Auch in den inneren Fragen stimmen alle drei grundsätzlich überein. Alle sind von dem Bestreben erfüllt, die Republik durch Bekämpfung ihrer Gegner in Kirche und Staat zu befestigen. Nur in dem Grade ihrer Energie sind sie hier von einander verschieden. Sie differieren mit anderen Worten nur in ihren Ansichten von der Nothwendigkeit, beziehentlich der Gefahr eines raschen Vorgehens gegen die Feinde des gegenwärtigen französischen Staates, namentlich gegen die ultramontane Partei. Freycinet war für ein mildes und langsames, Gambetta und mit ihm Ferry waren für ein energisches und rasches Vorgehen. Wenn wir uns der langwierigen Verhandlungen der französischen Gesetzgeber erinnern, die den Beschlüssen gegen die religiösen Orden und Congregationen vorausgingen, so er giebt sich, daß die Kammern, indem sie für die Aufhebung und Regelung dieser kirchlichen Genossenschaften lange Termine setzten, den Wunsch an den Tag gelegt haben, von Seiten der Verwaltung keine scharfen Maßregeln zur Anwendung gebracht, vielmehr den Streit einen möglichst stillen und friedlichen Ausgang nehmen zu sehen. Freycinet verfuhr darnach und weigerte sich, der Aufforderung zu energischerem Handeln Folge zu leisten. Gambetta dagegen, der Lenker und Leiter des von ihm veranlaßten Kampfes gegen die clericale Partei, der von der friedfertigen Stimmung eines erheblichen Theiles der Kammermitglieder gleichfalls unterrichtet war, setzte alles daran, um die Sache zu beschleunigen und die betreffenden Maßregeln vor Eröffnung der Kammer Sitzung zur Ausführung zu bringen. Sein letztes Mittel dazu war, daß er die Minister-

Grenzboten IV. 1880.

krisis hervorrief und Ferry an die Spitze des neuen Cabinets brachte, Jules Ferry, der den Kampf mit den Ultramontanen und deren Niederwerfung zu seiner Specialität gemacht hat. Das neugebildete Cabinet hat ganz unzweifelhaft den Zweck, eine Maschine zu strengster Vollstreckung der gegen die religiösen Genossenschaften ergangenen Decrete zu sein.

In Bezug auf das Nähere des Rücktritts Freycinet's und die Stellung, die Gambetta dabei zu ihm eingenommen, hat Ranc, der Vertraute des Kammerpräsidenten, im Voltaire einige Aufschlüsse ertheilt, die uns im Ganzen plausibel vorkommen. Am 17. August hielt Freycinet in Montauban eine Rede, in der er gewissermaßen sein politisches Programm verkündete, und die er dann officiell durch den Druck veröffentlichte. Nur das Cabinet und ein einziger Senator (Hebrard vom Temps) wurden vorher von der Absicht des Conseilpräsidenten, diese Rundgebung zu veranstalten, in Kenntniß gesetzt. Gambetta erfuhr durch den Minister davon nichts. Jener Senator widerrieth Freycinet, die Rede während der parlamentarischen Ferien zu halten, indem er hinzufügte, ein solches Programm werde bedauerliche Händel zur Folge haben. Die Rede von Montauban bestand aus zwei Theilen. Der eine bezog sich auf die äußere Politik Frankreichs, von der behauptet wurde, daß sie eine vollständig friedliche sei und sein müsse. Hier stimmten alle, welche vorher darüber befragt wurden, mit dem Premier überein, nur verstimmte es einige seiner Collegen (und vermuthlich auch Gambetta), daß er bei seinen Maßregeln zur Sicherung des Friedens sie nicht vorher in Kenntniß von seiner Absicht gesetzt hatte. So bei der Entsendung der französischen Schiffe zum europäischen Geschwader vor Ragusa, und so in der tunesischen Angelegenheit. Der zweite Abschnitt der Rede war der inneren Politik gewidmet und vorzüglich der Ausführung der März-Decrete gegen die Congregationen. Freycinet wollte hierdurch die öffentliche Meinung auf ein von ihm beabsichtigtes Abkommen mit den vom Geseze nicht erlaubten Ordensgesellschaften vorbereiten. Er hatte vorher mit gewissen Prälaten zu diesem Zwecke Unterhandlungen angeknüpft und war dabei zu einer Verständigung mit denselben gelangt, die ihm genügte, aber ganz und gar den Absichten Gambettas und Ferrys widersprach. Dies trat sehr bald an den Tag. Schon am 19. August, also zwei Tage nach der Rede von Montauban, richteten die Erzbischöfe von Paris und Rouen an die französischen Bischöfe das bekannte Schreiben. Freycinet wollte die Regierung bestimmen, die Ausführung des zweiten März-Decrets aufzugeben, und er hoffte, es werde ihm gelingen, seine Collegen durch seine Rede zu binden. Er ließ durch den Erzbischof von Algier, Herrn de Lavigerie, Unterhandlungen mit dem Vatican anknüpfen, der diesem Kirchenfürsten den Cardinalshut versprach, falls die Sache in Frankreich glückte. Die Rede machte nach dieser Seite hin einen sehr üblen

Eindruck auf alle, die es mit Gambetta und Ferry hielten, und die in ihr ausgesprochenen Grundsätze erfuhren die heftigste Bekämpfung in der Presse. Freycinet sah ein, daß er seinen Plan gegen die An- und Absichten Gambettas und seiner Partei nicht durchzusetzen vermöge, und so trat er vom Ruder zurück. Gambetta war, wie angedeutet, in der Angelegenheit von ihm anfangs nicht um Rath gefragt worden. Später indeß verlangte er von demselben eine Unterredung, indem er ihm durch den Vermittler sagen ließ, er befinde sich in schwieriger Lage und wünsche seine Meinung zu hören. Gambetta erwiderte: „Herr de Freycinet hat mich in Betreff der Decrete nicht vorher um meine Ansicht gebeten, er hat sich freiwillig in die Lage versetzt, in der er sich dormalen befindet, ich kann nichts thun.“ „Darauf beschränkte sich,“ so schließt die Darstellung Rancés, „die Rolle des Kammerpräsidenten in dieser Angelegenheit, und wir können den kriegerischen Redensarten, die ihm die reactionären Blätter in den Mund legen, das förmlichste Dementi ertheilen. In Frankreich giebt es keinen Politiker, der aufrichtiger für den Frieden ist als Gambetta.“ Wir glauben das, würden es aber bereitwilliger glauben, wenn der Vertraute Gambettas im letzten Satze gesagt hätte: „giebt es jetzt keinen Politiker,“ u. s. w.

Zur Reform des Haftpflichtgesetzes.

Von Cuno Stommel.

Nachdem das Haftpflichtgesetz vom 7. Juni 1871 neun Jahre seine Wirksamkeit hat zeigen können, ist neben anderen Wirkungen besonders die eine zu Tage getreten: die unverhältnißmäßige Vermehrung der Unfallproceffe. Die Ausdehnung der Industrie in weitere Gebiete, die Vermehrung und Complication der Maschinenarbeit können diese Zunahme der Unfallproceffe nur zum Theil erklären, denn gewiß sind auch vor 1871 Unfälle in verhältnißmäßig gleicher Zahl vorgekommen. Es muß berücksichtigt werden, daß eine eigene Industrie, die der Unfall-Versicherungsgesellschaften, mit dem Eintritte des Haftpflichtgesetzes entstanden ist, und daß diese Gesellschaften das Princip haben, jeden Unfall auf dem Rechtswege durchzusetzen. In größeren Städten haben sich förmliche Bureaux für die Geltendmachung von Schadenersatzansprüchen aus Unfällen gebildet, deren Mittelpunkt gewöhnlich ein sozusagen glücklich verunglückter ist, welcher eine genügende Entschädigung erstritten hat und nun etwaigen Leidensgefährten die richtigen Wege weist. Die unverkennbar gute